Julia Angster

LANGE TAGE

Unverkäufliche, unkorrigierte Leseprobe

Jegliche Form der Berichterstattung
vor Ablauf der Sperrfrist am 15. März 2027
ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung
des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Julia Angster

LANGE TAGE

Meine Mutter und ihr Leben als Hausfrau
Eine deutsche Geschichte

C.H.BECK

Mit etwa 16 Abbildungen im Tafelteil

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2027
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: buxdesign, Daniela Hofner
Umschlagabbildung: © privat
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Beltz Graphische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany
Werbemittel-Nr. 258777

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

ÜBER DAS BUCH

Die alte Bundesrepublik: abends sitzt die Familie vor dem Fernseher. Die Mutter pflegt das Eigenheim und bleibt für die Kinder zuhause, der Vater verdient das Geld für Haushalt und Kreditraten. Nach deren Tod liest die Tochter, eine Historikerin, das beeindruckende, Jahrzehnte umspannende Tagebuch ihrer Mutter und blickt zurück in die versunkene Welt, in der sie aufwuchs.

Wenn ein naher Mensch stirbt, blickt man zurück auf sein Leben. Julia Angster tut das anhand des Tagebuchs ihrer Mutter und versucht zu verstehen, warum sie ihr Leben so lebte, wie sie es tat. Warum hat sie ihren Beruf als Buchhändlerin aufgegeben, um Hausfrau zu werden? Was waren ihre Träume? Wie hatte sie sich ihr Leben vorgestellt, welche Möglichkeiten hatte sie? Und hat es sie glücklich gemacht? Einfühlsam und fast schon literarisch erzählt sie das Leben der Mutter: die Kindheit in den 50er Jahren zwischen Katholizismus und Kino; die ersten Romanzen und die Heirat; das Leben im Eigenheim mit Familie, wo die Tage lang wurden. Eine berührende Annäherung an die eigene Mutter, aber gleichzeitig auch eine deutsche Gesellschaftsgeschichte zwischen Adenauer und Merkel.



© Fany Fazii

Julia Angster ist Professorin für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Mannheim.

INHALT

EINLEITUNG

1. Sicherheit: Hausfrau als Lebensentwurf

Katholizismus und Hollywood:
Kindheit und Jugend

Wenn ich bloß den richtigen Beruf erwische:
Schule und Berufswahl

Ein Land für Erwachsene:
Der Weg zur Heirat

2. Hausfrauen-Dasein: Alltag und Krise

Aber es ist jeder Tag gleich:
Haushalt als Beruf und Alltag

Meine Güte, die Ehen!
Ehe und Rollenbilder

Es wimmelt von Leuten bei uns:
Das soziale Umfeld

3. Lange Tage:
Das eigene Haus und sein Preis

Mein Schutz gegen die Welt:
Der Traum vom eigenen Haus

Das schreckliche Gefühl festzusitzen:
Schrumpfende Räume, fehlende Infrastruktur
und finanzielle Sorgen

Das Fertighaus auf der Wiese:
Räumliche Ordnungen von Haus und Republik

EPILOG

Ein Lebensentwurf und seine Folgen

EINLEITUNG

Aus Paris brachte sie einen Scherenschnitt mit, perfekt getroffen: Mama mit Hochfrisur, Brille und spitzer Nase. Er hing später bei uns zuhause in einem kleinen, ovalen Goldrahmen an der Wand. Paris war die Zeit, als ihr alles offen stand. Sie hatte eine Buchhandelslehre gemacht und 1961 einen Preis als Beste ihres Abschlussjahrgangs gewonnen: eine Woche Paris, mit Besuchen in Verlagshäusern, Bibliotheken und im Theater. Anschließend wurde sie rasch «erster Sortimenter» in einer, nein, der Buchhandlung in Biberach an der Riß, einer kleinen alten Stauferstadt zwischen Donau und Bodensee. Die Tübinger Buchhandlung Osiander hatte sie abwerben wollen, ein großes Kompliment. Erster Sortimenter hieß, sie entschied über den Einkauf und über die Präsentation der Bücher im Laden. Sie konnte feine alte Damen dazu bringen, Bücher zu lesen, die diese nie angerührt hätten. Sie verkaufte nicht einfach Bücher: Sie erzog ihre Kundschaft zu Lesern. Sie hat sich jedoch gegen diesen Beruf entschieden und nur so lange gearbeitet, bis mein Vater Studium und Referendariat abgeschlossen hatte und Lehrer geworden war. Als 1971 mein kleiner Bruder auf die Welt kam, gab sie ihre Stelle auf. Sie hat von da an nie wieder einen Beruf ausgeübt, nie wieder eigenes Geld verdient. Sie wollte Hausfrau sein. Darunter verstand sie die Kombination aus Ehe, Haushalt, Kindern und einem eigenen Haus mit Garten. Und so lernte sie das Kochen und Backen, Putzen, Waschen und Bügeln, das Einwecken und das Nähen; sie lernte, mit dem Haushaltsgeld auszukommen, Einkaufspläne zu machen und die Kinder zu versorgen. Mittags, wenn wir zum Essen aus der Schule kamen, stand sie am Fenster und wartete auf uns. Im Haus war es still, nur

die Standuhr tickte. Als wir wieder weg waren, machte sie den Abwasch und ging zum Bügeln in den Keller.

***

Dieses Buch erzählt die Geschichte einer Hausfrau – meiner Mutter – als Geschichte eines privaten Lebensmodells und zugleich als Geschichte einer Gesellschaftsordnung, deren Rückgrat im privaten Bereich des Familienlebens lag und die auf dem Lebensmodell der Hausfrau basierte, ein Modell, dessen Dominanz in Folge des gesellschaftlichen Wandels allmählich zu schwinden begann. Diese Lebenswelt der alten Bundesrepublik möchte ich am Beispiel meiner Mutter nachzeichnen.

Es war die Welt meiner Kindheit, das Zuhause, in das wir mittags aus der Schule zurückkamen und wo wir eine warme Mahlzeit vorgesetzt bekamen, die auf einer gebügelten Tischdecke serviert wurde. Bei uns gab es, wie bei meinen Freunden auch, mittags Nudelsuppe, einen Hackbraten mit Kartoffelpüree und zum Abschluss Apfelkompott. Danach fuhren wir mit dem Rad zurück in die Schule oder verschwanden im Wald und stauten Bäche. Zur Dämmerung mussten wir zuhause sein, und abends gab's Vesper. Es war die Welt meiner Schulfreunde, die am Stadtrand wohnten, in Hochhäusern, Einfamilienhäusern oder auf Bauernhöfen in den umliegenden Dörfern. Es war auch das Zuhause all der Familienväter, die zur Arbeit gingen, «die Wirtschaft am Laufen hielten», den Weg der Bundesrepublik zur stabilen liberalen Demokratie ermöglichten und die Hypothekenzinsen bedienten. Sie teilten das Haushaltsgeld zu, genehmigten die Ausgaben der Ehefrau und trafen alle wichtigen Entscheidungen für die Familie. Beide, Hausfrauen und Alleinverdiener, hatten ihren festen Ort in diesem Gefüge, das in dieser Zeit so weit verbreitet und normal war, dass es nicht begründet oder erklärt werden musste. Begründen musste man vielmehr das Modell der «Doppelverdiener», der wachsenden Zahl berufstätiger Ehefrauen also, die Familien-

vätern «die Jobs wegnahmen», und der «Schlüsselkinder», die mittags von niemandem zuhause willkommen geheißen wurden und sich selbst ein Essen machen mussten.

So fest diese besondere Organisationsform von Familie, Alltag und Berufsleben mit der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung der alten Bundesrepublik verwoben war, war sie doch zugleich eine sehr private Sache, in der es um Fragen der Aufgabenteilung in der Ehe, um Partnerschaft, Kindererziehung und auch um individuelles Glück ging. Das Modell hing gewissermaßen an funktionierenden Ehen. Tatsächlich wurde es seit Ende der 1960er Jahre im Zuge von Liberalisierung und Emanzipation allmählich instabil. Seine rechtlichen und kulturellen Grundlagen veränderten sich, und mit ihnen die Lebenswirklichkeit der Familien und das Rollenverständnis der Frauen wie der Männer.

Der Wunsch meiner Mutter, als Hausfrau zu leben, hatte seine Wurzeln in einem katholischen Weltbild und nicht zuletzt in der Wertewelt des Kaiserreichs, die in die Denkwelten der frühen Bundesrepublik und auch in die Kindheit und Jugend meiner Mutter hineinragte und die sie tief geprägt hat. In den 1960er Jahren spielte für sie dann der gesellschaftliche Wandel eine wachsende Rolle: Die Ehe und das neue gemeinsame Zuhause erschien ihr als Befreiung von Elternhaus und Kirche, von Autoritäten und Konformitätszwang. Es war keine Selbstaufgabe, sondern die Hoffnung auf Freiheit: ein Leben mit Büchern, Gesprächen, Kindern, Kunst, Freundeskreis und Kochen; Reisen durch Frankreich, sorglose Tage am Atlantik. Es war der Wunsch, ein Eigenheim zu besitzen, der später zum Problem wurde und das Lebensmodell meiner Eltern in den 1980er Jahren zur Belastung werden ließ: Der Kauf eines Einfamilienhauses, das mit einem einzelnen Einkommen nur mit Mühen finanzierbar war, und das dazu auf einem Dorf ohne Busanbindung, Kneipe und Bäcker lag, brachte einen deutlichen Verlust an finanziellem Spielraum, Handlungsmöglichkeiten und Mobilität mit sich. Die fehlende Busanbindung machte eigene, unabhängige Mobilität fast unmöglich,

und die Suche nach Freundinnen auf dem Dorf blieb vergeblich. Meine Eltern zogen sich zurück, und in der Folge schrumpfte auch der Freundeskreis. Aus den sozialen Aufstiegshoffnungen meiner Mutter wurden am Ende alltägliche Inszenierungen von Bürgerlichkeit – der Esstisch im Zentrum des Hauses, das zwölfteilige Geschirr und Besteck, das Mittagessen, das pünktlich um 12:30 Uhr auf dem Tisch stand. Dazu kam ihr Verzicht auf ein eigenes Zimmer. Dies war der Preis dafür, eine Bibliothek im Haus zu haben. Hier verbrachte sie ihre Tage. Die Räume wurden, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn, eng. Die Tage im Haus wurden lang.

Warum entschied sich meine Mutter dafür, Hausfrau zu werden? Sie hatte, anders als viele Frauen ihrer Zeit, durchaus Handlungsspielräume und Alternativen. Sie war in ihrem Beruf als Buchhändlerin dreizehn Jahre lang erfolgreich gewesen. Dennoch gab sie ihn auf. Ihr Beruf war ihr «langweilig und schal» geworden, sie empfand es als «Sicherheit», nicht mehr arbeiten zu müssen. Sie ließ auch andere Begabungen brach liegen: Sie hatte ein künstlerisches Talent, hatte schon als junges Mädchen einen eigenen, sicheren Stil im Zeichnen und Malen. Ihr Kunstlehrer in der Schule riet ihr mehrfach zu einer Porträtschulung, auch ein Kunststudium wäre möglich gewesen. Und sie besaß eine großartige, nie ausgebildete Stimme. Ihr Mezzosopran war atemberaubend – wenngleich es mir als Kind ziemlich peinlich war, wenn sie im Kindergottesdienst loslegte und alle übertönte. Sonst sang sie nur noch an Weihnachten unterm Christbaum: «Tochter Zion». Ihr «Hausfrauen-Dasein», wie sie es nannte, war keine Notlösung wegen fehlender Möglichkeiten oder früher Schwangerschaft. Es war ihr Wunsch.

Um dieses Lebensmodell zu verstehen, das eine ganze Gesellschaftsordnung prägte, muss man die zugrundeliegende Werteordnung betrachten, ebenso die wirtschaftliche Logik, die Alltagspraktiken und die materielle Ausstattung, und nicht zuletzt die räumliche Ordnung dieser Welt. Heute neigen wir dazu, das Hausfrauenmodell vor allem als Ausbeutung der Frauen durch die Männer, als unbe-

zahlte Arbeit und als Ausschluss von Lebenschancen und Teilhabe zu betrachten, was es in Teilen ja auch ist. Dabei wird den Frauen unterstellt, sie hätten sich gegen ihre Interessen und Wünsche auf Küche und Kinder reduzieren lassen. Diese Sichtweise ist aus unserer heutigen Perspektive verständlich, sie bildet aber nicht die ganze Geschichte ab, die tatsächlich komplexer ist. In diesem Buch geht es stattdessen darum, die Perspektive der Hausfrauen ernst zu nehmen, und nach ihren eigenen Zielen und Wertvorstellungen zu fragen. Es geht darum, individuelle Handlungsspielräume auszuloten und in das gesellschaftliche Umfeld einzubeziehen, in dem Frauen nicht nur Hausfrau *wurden*, sondern eben auch werden *wollten*. Denn es waren auch die eigenen Wertvorstellungen und Ziele, denen sie folgten. Diese Lebensweise war für meine Mutter schließlich eine Form der Selbstbestimmung. Sie hat dieses Leben bewusst gewählt. Am Ende wurde sie nicht glücklich damit. Dies ist ihre Geschichte.

* * *

Meine Mutter hat immer Tagebuch geführt. Jeden Tag saß sie auf ihrem roten Hocker an Großvaters altem Schreibtisch und schrieb. Für uns Kinder war das normal. Es war so selbstverständlich, dass ich mich nie gefragt habe, was sie da schrieb. Ob sie das Wetter notierte oder vom Elternabend berichtete – die Frage kam mir gar nicht in den Sinn. Mama schrieb eben. Erst nachdem unsere Eltern gestorben waren, suchten mein Bruder und ich im verlassenen Haus nach den Tagebüchern. Wir fanden sie schließlich in einer Kiste im Keller. Sie enthielten die Geschichte ihres Lebens, die private Welt einer klugen und belesenen Frau. Hier entdeckte ich, erst nach ihrem Tod, eine weitere Begabung, von der ich bis dahin nichts gewusst hatte: das Schreiben. Ihre sichere, klar artikulierte Stimme, ihr scharfer, reflektierter Blick auf sich selbst und ihre Umgebung, auf ihr eigenes Leben, haben mich berührt.

Die Tagebücher reichen von 1953, als sie zwölf Jahre alt war, bis

zu ihrem Tod 2015. Insgesamt sind es 33 Bände. Ein paar davon sind nur kleine Taschenkalender, die meisten aber gebundene Bücher mit weichen, bunten Umschlägen, orange, grün oder braun und jeweils dick genug für die beinahe täglichen Einträge eines Jahres, die sie mit Füller schrieb. Manche Bände riechen noch nach Zigarettenrauch. Das ist die Grundlage dieses Buchs: ihre eigene Stimme. Meine Mutter hat in ihrem Tagebuch ihr Leben, ihren Alltag mit all seinem Glück und auch seiner Mühsal dokumentiert, kommentiert und reflektiert. Hier finden sich die Einflüsse, die ihr Weltbild und ihr Selbstverständnis prägten und ihrem Lebensentwurf zugrunde lagen. Hier wird aber auch der Preis deutlich, den sie im Lauf der Jahre dafür bezahlt hat. Daneben will ich aber auch die Perspektive und das Selbstverständnis meines Vaters mit einfließen lassen, der froh gewesen wäre, wenn sie halbtags gearbeitet hätte. Das Modell der Hausfrauenehe wurde von beiden gemeinsam gelebt, und es prägte ihrer beider Dasein bis zu ihrem Tod. Die Wahl aber hat meine Mutter getroffen.

Aber was um alles in der Welt habe ich mir dabei gedacht, aus diesen privaten Aufzeichnungen ein Buch zu machen und sie damit in Auszügen zu veröffentlichen? Verletze ich posthum ihre Privatsphäre und zerre ihre intimsten Gedanken an die Öffentlichkeit? Oder setze ich ihr ein Denkmal, indem ich ihr Leben in den Mittelpunkt einer deutschen Zeitgeschichte stelle, ein Leben, das seit etwa 1980 doch sehr im Stillen und zurückgezogen verlief? Darf ich das?

Seitdem mir die Idee kam, ein Buch über meine Mutter zu schreiben, habe ich mir die Frage gestellt, wie sie darauf reagiert hätte. Sie hätte es mir vermutlich sehr übel genommen. Oder doch nicht? Ihre Tagebücher geben hierzu ein paar Anhaltspunkte, denn darin gibt sie selbst unterschiedliche Antworten auf die Frage, zu welchem Zweck und für wen sie schrieb. Eine Antwort, und die offensichtlichste, lautete: für sich selbst. Mit fünfzehn klang das so: «Ich habe das nur geschrieben, weil ich erst selbst nicht wußte, wie es mit mir ist, und erst im Schreiben kam ich auf die Lösung. Ich schrieb es vielleicht auch, um

mich zu beruhigen […].»* Tagebuchschreiben war für sie auch eine seelische Entlastung: «Liebes Buch, ich wüsste wirklich nicht, was ich täte, wenn ich dich nicht hätte. Ich müsste alles mit mir herumtragen; es würde ins Unterbewusstsein versinken und dort vielleicht viel Unheil stiften und manche Erkenntnis und mancher Trost bliebe mir versagt.» Außerdem war für sie, als junges Mädchen, das Tagebuchschreiben ein Zwiegespräch mit ihrem Schutzengel. Diese religiöse Komponente spielte bis Anfang der 1960er Jahre eine wichtige Rolle, endet jedoch abrupt mit dem Verlust ihres Glaubens. Ab und zu las sie selbst in ihren Tagebüchern, und sie war nicht immer glücklich mit dem, was sie fand: Mit zwanzig empfand sie sogar «Bestürzung, was mir da alles aus den Seiten entgegenblickte». Doch es gibt auch Hinweise darauf, dass sie sich, etwa als Siebzehnjährige, gewünscht hätte, dass ihr Tagebuch eines Tages gelesen wird: «Vielleicht sind alle die Kritzeleien nur krampfhafte Bemühungen, etwas zu produzieren, das bleibt, wenigstens für einige Zeit Bestand hat, das zeigen soll, daß da einmal ein Mensch war, der Margret Mauthe geheißen hat und gedacht hat.»

Einen weiteren, ganz praktischen Hinweis hat sie mir noch gegeben: Sie hat die Tagebücher nicht vernichtet, obwohl sie viel Zeit und Gelegenheit dazu gehabt hätte. Sie hat allerdings in manchen Bänden einzelne Seiten herausgerissen. Das heißt, sie hat selbst zensiert, was nicht gelesen werden sollte. Alles andere hat sie jedoch erhalten. Damit wir das einmal lesen könnten?

Angesichts der widersprüchlichen Auskünfte meiner Mutter habe ich beschlossen, den Stellen zu folgen, die mir die Verwendung ihrer Tagebücher zu erlauben scheinen. Den Rest mache ich mit meinem Gewissen aus.

* Die hier verwendeten Zitate aus dem Tagebuch sind weitgehend im Original wiedergegeben, das heißt, in der alten Rechtschreibung und im Sprachduktus meiner Mutter. Ich habe sie nur bei offensichtlichen Fehlern oder Auslassungen sachte korrigiert. Allerdings habe ich aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes die Namen Dritter geändert. Nur die Familie selbst und Personen des öffentlichen Lebens kommen mit Klarnamen vor.

KAPITEL 1

Sicherheit: Hausfrau als Lebensentwurf (1953–1971)

Katholizismus und Hollywood: Kindheit und Jugend

Der Mädchenname meiner Mutter war Margret Mauthe, Spitzname «MM», vorne betont: Emm-em. MM wuchs in Biberach an der Riß auf und verbrachte dort ihr ganzes Leben. Biberach ist eine kleine Stadt in Oberschwaben, der Gegend zwischen Bodensee und Donau, einer katholisch geprägten Landschaft mit Benediktinerabteien und Störchen auf den Kirchtürmen. Es ist eine alte Stauferstadt mit mittelalterlichem Stadtkern, war freie Reichsstadt, also nur dem Kaiser unterstellt, und seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges auch «paritätisch»: Das heißt, Katholiken und Protestanten teilten sich die Stadtpfarrkirche und hatten ansonsten separate Friedhöfe, Stadtschreiber und Bürgermeister. MMs Vater Walter arbeitete als Beamter beim Jugendamt im Landratsamt, ihre Mutter Sofie war Hausfrau. Anfangs lebten sie am Weberberg, dem ältesten Viertel der Stadt, dessen Fachwerkhäuser und winklige Gassen heute schön renoviert sind, das in den 1940er Jahren aber keine wohlhabende Gegend war. MM kam im November 1940 auf die Welt.

(…)

Seit den 1950er Jahren wohnten Mauthes dann im Braithweg, einer etwas besseren Gegend, in einer kleinen Dachwohnung. MM hatte keine Geschwister, nur eine Schildkröte namens Peter Agamemnon, kurz Peterle, und zwei kleine Vögel im Käfig, das Hansele und

das Gretele. Peter Agamemnon schlief von Oktober bis März durch und fiel in der Zeit als Spielkamerad aus.

In ihrem kleinen, ungeheizten Zimmer mit schrägen Wänden begann MM im September 1953, also mit zwölf Jahren, aus Einsamkeit und Langeweile, Tagebuch zu schreiben. Das Tagebuch wurde ihr zum Begleiter und auch Gesprächspartner: «Hast du gemerkt, liebes Tagebuch, daß ich noch nie so offen war. Siehst du ich habe nie gewußt was ich drüber schreiben soll, wenn ich mal wieder so traurig war.» [04.01.1955]

(…)

Die Wertewelt, in der meine Mutter aufwuchs, war geprägt von der Kultur des späten Kaiserreichs und der Zwischenkriegszeit. Ihre Mutter, Sofie Mauthe, war im Jahr 1900 geboren und bei MMs Geburt bereits 40 Jahre alt. Ihr Vater, Walter Mauthe, war Jahrgang 1896.

(…)

Nach dem Nationalsozialismus und dem Krieg erschien das Kaiserreich vielen als «gute alte Zeit», in der die Welt noch in Ordnung war. Die Weimarer Republik dagegen wurde als Zeit der Krisen erlebt: Die Folgen des Ersten Weltkriegs, Inflation, Weltwirtschaftskrise, politische Unruhen und Gewalt, und insgesamt eine große Unsicherheit prägten diese Jahre. Die Bilder, die man sich in der westdeutschen Nachkriegszeit vom Kaiserreich machte, und die in unzähligen «Heimatfilmen» inszeniert wurden, waren dagegen geprägt vom Heimweh nach einer verlorenen «Normalität». Hierzu gehörten auch Vorstellungen von gesellschaftlicher «Ordnung», von traditionellen Geschlechterrollen und von der Autorität der Eltern, der Kirche und der Politik

(…)

Wenn ich bloß den richtigen Beruf erwische: Schule und Berufswahl

Schulzeit und Lebensentwürfe

Im April 1955 endete MMs achtjährige Volksschulzeit. Die Vierzehnjährige musste nun über ihre weitere Schulwahl entscheiden und damit die ersten Weichen stellen, die über ihren zukünftigen Beruf entscheiden würden. Anfangs war sie vor allem ratlos: «Es sind meine letzten großen Ferien. Komisch, in gut einem halben Jahr bin ich aus der Schule und ich hab noch keine Ahnung was ich werden will.» [01.08.1954] Im Herbst war sie einer Entscheidung noch nicht nähergekommen: «Ich weiß noch immer nicht, was ich werden will, drum hab ich mir dann ein Heftchen gekauft: ‹Mein Beruf!› Weiß aber trotzdem nicht weiter.» [21.09.1954]

(…)

Anfang 1955 spitzte sich die Auswahl zu: Übrig geblieben waren die Alternativen, entweder Hauswirtschaftslehrerin zu werden, das hieß, eine mehrjährige Ausbildung an der Hauswirtschaftsschule und in der Praxis zu absolvieren, oder eine zweijährige Handelsschule zu besuchen. An die Handelsschule würden sich ein Studium oder eine Lehre in einem Betrieb anschließen, sodass die eigentliche Berufswahl zunächst noch offenbliebe. Bei dieser wichtigen Entscheidung sprachen ihre Eltern, ihre Lehrerin Fräulein Lehmann, die sich sehr um MM bemühte und sie gerne als Hauswirtschaftslehrerin gesehen hätte, und eine Berufsberaterin mit: «Gott war heut ein aufregender Tag. Sozusagen bestimmend über meine Zukunft. Ich war nämlich auf dem Arbeitsamt. Es war so ähnlich wie beim Zahnarzt. Die Knie haben wie verrückt gebibbert. (…) Mama war auch mit.» [26.01.1955] Hier fiel die Entscheidung für eine Handelsschule. Jetzt war nur die Frage, auf welche: Zur Wahl standen die «Gewerbliche und Kaufmännische Berufsschule» in Ulm und die Höhere Handels-

schule in Biberach. Die Berufsberaterin riet von der Ulmer Schule ab, denn das sei nur sinnvoll, wenn man danach weiterstudieren wolle, und das wollte beziehungsweise konnte MM nicht. MM machte sich derweil Sorgen: «Wenn ich bloß den richtigen Beruf erwische. Es gibt nichts Schrecklicheres als einen verfehlten Beruf.» [22.02.1955] Am Ende fiel die Entscheidung für die Handelsschule in Biberach, auch wenn ihr Vater dieser nicht viel zutraute und sie lieber auf die Ulmer Schule geschickt hätte. Sie bestand die Eingangsprüfung und wurde am 16. März 1955 dort angenommen; am 20. April war ihr erster Tag an der neuen Schule. Aus Angst vor der Eingangsprüfung hatte sie dem Heiligen Joseph zwei Mark versprochen: «Die bekommt er!» Bald kehrte wieder normaler Schulalltag ein, diesmal allerdings mit «Rechnungen», Mathematik, Französisch und Stenographie. Von da an tauchten im Tagebuch Passagen in Steno auf – eine Geheimschrift für heikle Themen. MM blieb einigermaßen gut in der Schule, auch wenn sich ihr Vater immer um ihre Mathematiknoten sorgte. Nicht ganz zu Unrecht, denn ihr größtes Problem waren die häufigen Klassenarbeiten, vor allem in Mathematik und Französisch, vor denen sie regelrechte Angstattacken entwickelte. Sie nahm die Schule jedenfalls sehr ernst und schaffte den Abschluss am Ende auch ohne Probleme.

Ein Leben als Hausfrau scheint dagegen, wenn man die Tagebücher von 1955 und 1956 liest, keineswegs im Vordergrund ihrer Pläne gestanden zu haben. Anfang Dezember 1955 beispielsweise kam zur katholischen Mädchenjugend der Nikolaus. Zuerst sangen ihm die Mädchen ein Adventslied. Dann, so spöttelt MM, «ließ er sich auf seinem Thron nieder und schlug das goldene Buch auf. Erst fragte er, wie man ein Wiener Schnitzel macht (hätte ich nicht gewußt, höchstens $a^2 + 2ab + b^2$). Dann wie man Strümpfe stopft.» [01.12.1955]

(…)

MMs Lebensentwürfe in dieser Zeit stellten die Suche nach Liebe und Glück, nach einem zukünftigen Ehemann, eher unverbunden

neben die Suche nach einem Beruf. Tatsächlich war der zukünftige Beruf für sie ein wesentliches Element der Sicherheit für den Fall, dass sie unverheiratet bleiben würde. Dagegen war die Ehe als Lebensmodell ein erstrebenswerter Status und ein Lebensziel. Als Jugendliche schrieb sie wiederholt von ihrer Angst, «keinen abzubekommen» und eine «alte Jungfer» zu werden, wie es ein abschreckendes Beispiel im Erdgeschoss ihres Wohnhauses vorlebte, eine Frau, die mit 31 Jahren noch ledig war und für die die 15-jährige MM auch keine Chance sah, noch zu heiraten. Der Stand der Ehefrau war zudem wesentlich für den sozialen Status einer Frau. Auch achtzigjährige Frauen wurden, wenn sie unverheiratet waren, als Fräulein angesprochen: Sie hießen dann «das alte Fräulein Soundso». Dabei war es damals gar nicht selbstverständlich, dass jede Frau einen Ehemann fand: Das Schreckbild der «Alten Jungfer», – ein hässlicher und harter Begriff – spiegelte tatsächlich die westdeutsche Realität der 1950er Jahre. Die hohe Zahl der im Krieg gefallenen Soldaten und der noch immer internierten Kriegsgefangenen führte dazu, dass in der Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1950 auf 100 Frauen der Altersgruppe zwischen 25 und 39 Jahren nur 81 Männer kamen. Statistiker nannten das einen «Frauenüberschuss» – nicht etwa einen «Männermangel». Ein Viertel dieser Frauengeneration blieb «ungewollt unverheiratet» und musste sich selbst ernähren.

Gleichzeitig hatten es Frauen auf dem Arbeitsmarkt nicht eben leicht: Weibliche Berufstätigkeit galt nicht als Normalfall, obwohl natürlich unzählige Frauen erwerbstätig waren, sondern allenfalls als Übergangs- oder Notlösung. Bis Mitte der 1970er Jahre wurde von Frauen erwartet, dass sie nur bis zur Eheschließung arbeiteten. Es war jedoch nicht nur eine gesellschaftliche «Erwartung», sondern auch eherechtlich die Standardeinstellung: So durfte eine verheiratete Frau nur mit Erlaubnis ihres Ehemanns erwerbstätig sein und nur dann, wenn dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar war.

(…)

Solche «geschlechterspezifischen Leitbilder» wurden keineswegs nur von Männern geteilt. Vielmehr findet sich in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre, und wieder in den 1950er Jahren, neben den Lebensreformbewegungen und Modernisierungsbestrebungen auch bei Frauen eine Sehnsucht nach einem Leben als Mutter, als angesehener «hoher Frau» im «harmonischen Kreis der Familie». Dieses Idealbild vereint soziales Ansehen mit wirtschaftlicher Sicherheit. Es ist ein Gegenentwurf zum modernen Leitbild der «neuen Frau», das von Frauen verlangte, nach Heirat und Familiengründung weiterhin berufstätig und in beiden Rollen erfolgreich zu sein. Die Lasten der Frauen gingen jedoch über die Verbindung von Beruf, Haushalt und Kindern hinaus: Hinzu kamen kulturelle Ansprüche und Ideale, die auch für reine Hausfrauen kaum zu erfüllen waren. Zudem hatte alles mühelos zu wirken: Die Hausfrau und Mutter sollte – dem klischeehaften Bild nach – abends ihren von der Arbeit heimkehrenden Gatten gepflegt und adrett gekleidet begrüßen, das Essen auf dem Tisch, die Kinder gebadet und im Bett, und sie selbst auf keinen Fall müde, erschöpft oder gar schlechtgelaunt. Dieses Bild von der Rolle der Hausfrau und Mutter war neu. MMs Mutter war eine wunderbare Frau, aber manikürt war sie nicht, und sie trug abends nach der Hausarbeit nicht ihre Sonntagskleidung. Ihr Haar war grau, und sie sah auf Bildern durchaus auch müde aus. Das neue Ideal und die neuen Anforderungen lassen sich dagegen auf das aus den USA der 1950er Jahre stammende Bild der «Suburban Housewife» zurückführen, das mit der Popkultur und den Hollywoodfilmen als Bestandteil der «Amerikanisierung» auf das westdeutsche Frauenbild ausstrahlte. Diese Variante bezog sich – in der Klischee-Version – auf Ehefrauen, die in den amerikanischen «suburbs», den Vorstädten, in baumbestandenen Straßen in komfortablen, freistehenden Einfamilienhäusern mit Garten und Doppelgarage lebten, ihre Hausarbeit mithilfe modernster technischer Geräte ohne Mühe absolvierten und die dadurch gesparte Zeit und Energie in ihr Erscheinungsbild und in die Freizeitaktivitäten ihrer Kinder investieren konnten. Dieses Bild

von sozialem Aufstieg und insbesondere vom Wohlstand der wachsenden Mittelschicht in der Zeit des Nachkriegsbooms in den USA drückt sehr gut die westdeutschen Aufstiegshoffnungen im Wirtschaftswunder der 1950er Jahre aus. In diesem neuen, «modernen» Bild von der Haus-Frau verbindet sich die Idee vom Hausfrauendasein als Lebensform mit dem Traum vom eigenen Haus im Vorort, das durch die Arbeit des Ehemanns finanziert wird. Die Aufgaben der Gattin bestehen hier neben der Organisation des Haushalts und der Pflege des eigenen Erscheinungsbildes vor allem in einer sozialen Rolle. Sie vernetzt die Familie mit der Gesellschaft in der Umgebung, pflegt Kontakte, organisiert Essenseinladungen, Barbecues und ähnliches und «managed» die schulischen und außerschulischen Aktivitäten der Kinder. Diese Lebensweise unterschied in den 1950er Jahren die Mittelschicht, zu der zunehmend auch die Facharbeiterschaft und das Handwerk gehörten, von der Unterschicht, etwa den ungelernten Arbeitern, in der die Frauen arbeiten mussten, um zum Haushaltseinkommen beizutragen. Ob die Ehefrau einer Erwerbstätigkeit nachging oder nicht, zeugte also vom sozialen Status der Familie. Das Eigenheim war der dazugehörige bauliche Ausweis des Erfolgs.

MM träumte schon als 17-Jährige von dieser Art zu leben und malte sich immer wieder, beispielsweise im Dezember 1957, ihr zukünftiges Zuhause aus: «Aber wie gerne hätte ich selbst ein schönes Haus. Wie glücklich wäre ich, schöne Möbel und Stoffe zu haben, um die Zimmer wohnlich zu machen. – Es ist so schön, davon zu träumen. Ein Auto bräuchte ich gar nicht, aber das Haus!»

(…)

In den Entwürfen ihres eigenen, zukünftigen Zuhauses spielt der Traum von einer eigenen Bibliothek eine zentrale Rolle: «Bücher sind meine große Leidenschaft. Eigentlich wünsche ich mir nie, mehr Geld zu haben. Nur wenn es ans Bücher kaufen geht. Da fehlt mir das Bankkonto eines Millionärs. Aber wenn ich Woche um Woche meine Markstücke zusammenlege und weiterhin so gute Blindgriffe tue wie mit der «Insel» [«Die Insel des zweiten Gesichts», von Albert

Vigoleis Thelen], dann kann ich mich, bis ich mal alt bin, einer ganz schönen Bibliothek erfreuen.» [22.07.1957] Dieser Traum blieb beständig, im Juli 1960 klang er so: «Mein Wunschtraum ist eine Bibliothek. Den Luxus eines Raumes, der nur für Bücher da ist. Mit braunen, einfachen Holzregalen, einfachen Sesseln, einem Tisch, einer Leuchte und einem Fenster mit ruhigen Vorhängen und an den Wänden Tuschzeichnungen, Holzschnitte oder Kupferstiche.» [06.07.1960]

Tatsächlich ist es kein Wunder, dass sich ab Mitte 1957 solche Träume von einem eigenen Haus und einer Bibliothek, von Einrichtung und Garten finden und immer detaillierter werden: Im Sommer 1957 begann die Liebesgeschichte meiner Eltern, die über Jahre hinweg im Ungewissen schwebte, große Widerstände und Hindernisse überwinden musste, ehe die beiden im Mai 1966 heiraten konnten. Zudem fiel in den November 1957 auch der Beginn von MMs Berufstätigkeit, die ihren Alltag und ihr Lebensumfeld für die nächsten 13 Jahre prägen sollte. So fanden die wesentlichen biographischen Weichenstellungen meiner Mutter innerhalb weniger Monate des Jahres 1957 statt.

Die Buchhandlung Weichhardt

Nachdem die Wahl auf die Biberacher Handelsschule gefallen und die Aufnahmeprüfung geschafft war, fiel bald auch die Entscheidung, zu welchem Beruf der Abschluss der Handelsschule führen sollte. Es sollte «was mit Büchern» werden. Am 8. November 1957 stellte sich MM in der Biberacher Buchhandlung Weichhardt vor und bewarb sich um eine Lehrstelle. «So ist der heutige Tag ein kleines Steinchen geworden, das mit an meinem Leben formt und baut.» Alle waren sehr freundlich. «Direkt rührend. Sie wollen mich Ostern einstellen. […] Es ist ein ungeheuer beruhigendes Gefühl zu wissen, wo man nach der Schule hingehört, wo es weiter geht.» [08.11.1957] Freude war es keine, aber Zufriedenheit, die sich bei ihr einstellte. Dazu kam

die Sicherheit, weitere drei Jahre in ihrem «geliebten Biberach» bleiben zu können. MM bekam den Arbeitsvertrag der Buchhandlung noch vor dem Abschlusszeugnis der Handelsschule.

(…)

Der 1. April 1958, drei Tage nach ihrem letzten Schultag, war ihr erster Arbeitstag in der Buchhandlung. Es war ein Schock. «Mein erster Lehrtag. Was für ein Niederschlag. Aber ich habe es gewusst und kann nur noch hoffen, daß ich später einmal daran Gefallen finden kann. All das Unpersönliche, Geschäftliche – Es ist nervtötend. Die Bücher werden zur Ware. Ich kann plötzlich in ihnen nicht mehr meine Freunde sehen, sondern meine Gegner, die mir Widerstand leisten und die ich bekämpfen muss. Die Tränen stehen mir in den Augen und wenn ich daran denke, daß ich nie, nie, nie wieder zur Schule kann und womöglich mein ganzes Leben in einem solchen Laden stecken muss, beginnen sie zu rinnen. Wie eng bemessen ist jetzt noch mein persönliches Leben. Allein der Abend. Und der Himmel, die Bäume, die Straßen, alles ist mir versperrt in einem Käfig von Regalen. Wenn mich nun nie jemand heiratet. – Es taucht unwillkürlich der Gedanke ans Kloster auf. Ob es mir da aber besser gefiele?» Am Tag darauf hatte sie sich wieder gefangen: «Vielleicht ist es auch nur Gewohnheitssache mit dem Beruf. Hoffentlich.» [02.04.1958]

Was MM am meisten umtrieb in diesen ersten Tagen im Beruf, war der Verlust von Spielräumen und von selbstbestimmter Zeit. Beides war ihr enorm wichtig. Schon im Oktober 1957, als sie noch auf der Handelsschule war, hatte sie in Reaktion auf ein Beichtgespräch («Tu, was Du musst – stur, auch wenn du kein bisschen Lust dazu hast.») ins Tagebuch geschrieben: «Alles was ich tun muss, ist mir verhasst bis zum letzten. Alles in mir sträubt sich gegen Einteilung und genaue Begrenzung der Zeit. Ich möchte sie mir selber einteilen, möchte tun und lassen, was ich will – und einmal wieder ausschlafen. Aber wer möchte das nicht?» [24.10.1957]

Es war tatsächlich Gewohnheitssache: Schon bald bewältigte sie

den Alltag in der Buchhandlung ohne Probleme. Nur das «Weihnachtsgeschäft» empfand sie als sehr belastend: Sie fürchtete sich vor den Menschen, die in dieser Zeit «so dichtgedrängt im Laden» standen und von denen sie sich «belagert» fühlte. Die Ehe erschien ihr hier als Ausweg – auch noch, als sie längst in diesem Beruf und in der kleinen Welt der Buchhandlung Weichhardt angekommen war.

Die ersten drei Jahre in dieser Buchhandlung waren ihre Lehrzeit. Dazu gehörte neben der praktischen Ausbildung im Laden auch eine Ausbildung an der Buchhandelsschule in Köln. Diese Schulung fand am Ende ihrer Lehrzeit im Juni und Juli 1960 in Form eines sechswöchigen Klausur-Aufenthalts in der Villa Maria in Köln-Rodenkirchen statt. Hier sollten die Teilnehmerinnen auf die Buchhandelsprüfung vorbereitet werden. Die Villa Maria war eine «verrückte alte Villa auf Schlösschen gemacht», in der die insgesamt 70 Teilnehmerinnen zu acht in einem Zimmer wohnten. MM hat sehr von dieser Schule profitiert, vor allem der Kurs in Literaturgeschichte hatte es ihr angetan. Beispielsweise eine Vorlesung zur «Weltanschauung des ausgehenden Mittelalters, die Wegbereitung zur Reformation hin, über Thomas von Aquin hin zu Calvin und Luther». [6.7.1960] Aber auch die Ausflüge in die Kölner Innenstadt, die Straßenbahnfahrten und Café-Besuche, taten ihr gut. Sie gab ihr Geld aus für «Café, Café, Bücher, Straßenbahn», und fing dort am 6. Juli 1960 das Rauchen an.

Im September 1960 stand die schriftliche Abschlussprüfung an, am 8. Oktober 1960 fand die mündliche Prüfung in Tübingen statt. Die Tage zuvor war sie von Angst und «Nerven» geplagt, so sehr die Kolleginnen und Kollegen in der Buchhandlung sie auch zu beruhigen versuchten. Tatsächlich schnitt sie zu ihrer eigenen Überraschung als die Beste ab, und stach damit sogar die Prüflinge der renommierten Tübinger Buchhandlung Osiander aus, worauf sie bis an ihr Lebensende stolz war. Sie schickte ihren Eltern ein Telegramm: «Bestanden. Bin Beste = Margret.» [09.10.1960] MM erhielt für ihren Prüfungserfolg auch einen Preis, der sogar in der Zeitung erwähnt wurde:

«Bestandene Prüfung. Bei der im Herbst 1960 in Tübingen stattgefundenen Prüfung für Buchhändlergehilfinnen erhielt Fräulein Margret Mauthe, beschäftigt bei der Buchhandlung Weichhardt, Biberach, die beste Prüfungsnote. Als Anerkennung ihrer guten Leistungen wurde sie als einzige der Prüflinge von Südwürttemberg Hohenzollern von der Herbert Hofmann Gedächtnisstiftung Stuttgart mit noch weiteren 17 Prüfungskolleginnen der übrigen Bundesländer zu einer am 4.6.1961 begonnenen Studienfahrt nach Paris eingeladen, die den Teilnehmern viel Sehenswertes und für ihr Fach sehr Lehrreiches bot. Wir gratulieren.»

Diese «Arbeitswoche» in Paris im Juni 1961 war eine prägende und schöne Erfahrung für MM. Im Mittelpunkt standen Empfänge, Rundfahrten, «Salons mit viel Sekt», «Verlage (Sekt)», die «Librairie Française (Whisky)», Theaterbesuche («im Odéon-Theater: zwei moderne Stücke») und natürlich auch «den schönsten Nachmittag auf dem Künstlerviertel des Montmartre» wo sie ihren Scherenschnitt anfertigen ließ. Und natürlich war sie mit ihrer Zimmernachbarin auch auf den Boulevards unterwegs, hat Notre Dame und Sacre Coeur besichtigt und stand unterm Eiffelturm. In einem großen Kaufhaus erstand sie für ihr letztes Geld ein «süßes blaues Strickkostüm». In dieser Lebensphase, als Buchhändlerin in den 1960er Jahren, kleidete sie sich sehr elegant: Kostüme, Kleider, Hochsteckfrisuren, Schuhe mit Pfennigabsatz und eine für die damalige Zeit typische, leicht schräg geschnittene Hornbrille waren für sie auch im Alltag selbstverständlich und standen ihr sehr gut. War sie mit vierzehn Jahren noch eher unscheinbar gewesen, hatte sie sich inzwischen, mit zwanzig, zu einer schönen jungen Frau entwickelt. Sie war schlank, relativ groß, mit schulterlangem braunem Haar und langen Beinen, mit denen sie die Pariser Mode sehr gut tragen konnte. Auch sonst war Paris mit seinen Museen, Geschäften und kleinen Bistros für die kulturbegeisterte und modebewusste MM das perfekte Umfeld.

(…)

Nach den neuen, intensiven Erfahrungen in Köln und Paris fand sich MM schließlich vollends in ihr neues Leben in der Buchhand-

lung Weichhardt ein und hatte das Glück, dort auf ein gutes soziales Umfeld zu stoßen; einige ihrer Kolleginnen standen ihr sehr nahe. MM spielte bald eine wichtige Rolle im Gefüge dieser Buchhandlung. Aufgrund ihrer künstlerischen Begabung übernahm sie die Regie bei der Dekoration der Schaufenster, die bald zu bildhaften, dreidimensionalen Inszenierungen von Buchtiteln und Genres wurden. Dazu kam, neben den laufenden Buchbestellungen für Kunden, die Pflege des Sortiments. Das hieß entscheiden, welche Bücher die Buchhandlung jeweils als Bestand vorhalten sollte. Diese Rolle übernahm sie schließlich hauptverantwortlich als «Erster Sortimenter». Als vielleicht wichtigste Aufgabe verstand sie jedoch den Umgang mit den Kundinnen und Kunden. Auch wenn sie die alltägliche Arbeit des Bücherverkaufens manchmal karikierte («Guten Tag. Ich hätte gern ein Buch. – Am Stück oder geschnitten? – Egal, aber blau sollte es sein.») und vor allem im Weihnachtsgeschäft unter dem ständigen Ansturm litt, verstand sie das Bücherverkaufen nicht nur als Empfehlung und Beratung, sondern regelrecht als Erziehung ihrer Kundschaft zum Lesen. Sie sagte später tatsächlich, sie habe sich die Leser «erzogen». Dabei kam es auch zu Auseinandersetzungen mit Kundinnen, die sie mit Herzblut und Verve führte: Einmal verkaufte sie einer älteren Kundin ein Werk von Anaïs Nin, die recht explizit über Sex schrieb. Als diese später empört wieder im Laden stand, folgte eine lange und am Ende wohl für beide ergiebige Diskussion über die Grenzen der Literatur. Unter den Kundinnen der Buchhandlung waren nicht wenige sogenannte Thomanerinnen, also Frauen, deren Ehemänner bei der Firma Dr. Karl Thomae GmbH beschäftigt waren. Dies war die Biberacher Niederlassung der Pharmafirma Boehringer Ingelheim, in der damals pharmazeutische Forschung und Produktion an einem Standort vereint waren. So kamen regelmäßig Personen mit Geld, Bildung und hohem sozialem Status in die Buchhandlung und gerieten an den literarischen Anspruch und das Selbstbewusstsein von Fräulein Margret Mauthe aus der Dachwohnung im Braithweg 27.

MM hatte sich seit der Zeit der «Bettina-Bücher» und der «Spurbücher» systematisch durch Teile der Weltliteratur gelesen. Früh plagte sie sich durch Platons Höhlengleichnis und Wielands Abderiten. Zur Ausbildung in der Buchhandelsschule hatte ja auch ein Kurs in Literaturgeschichte gehört. Das Ergebnis ihrer Ausbildung, ihrer eigenen Lektüreerfahrungen und des Alltags in der Buchhandlung war ein Leben in der Welt der Verlage, der Buchproduktion, des Buchhandels, vor allem aber der Literatur. Der Beruf brachte ihr über die kostenlosen Belegexemplare der wichtigsten Neuerscheinungen und über den Buchhandelsrabatt verbilligten Zugang zu Klassikern und zu aktuellen Publikationen. Die lang ersehnte eigene Bibliothek nahm hier ihren Anfang. Zu meiner Kleinkinderzeit bestand sie aus zwei Wänden mit «String»-Regalen, später aus zwei Zimmern, deren Wände aus Regalen bestanden. Bald standen hier – die Aufzählung ist ungeordnet und ohne Anspruch auf Vollständigkeit, wie diese Bibliothek selbst, die ein Lesetagebuch war ohne sonstige Ordnungsprinzipien – der komplette Charles Dickens, das Gilgamesch-Epos und die Edda, Dante, Balzac, Virginia Woolf, Platon, Simone de Beauvoir, Flaubert, Camus, Theodor Storm, Hemingway. Dazu fast alle Rowohlt Rotations Romane (RoRoRo), eine gute Sammlung englischer Kinderbücher, Bildbände zu schwedischen Weihnachten, die skandinavischen Autoren Selma Lagerlöf und Knut Hamsun, der ganze Jeremias Gotthelf, dazu zwei Meter Manesse-Bändchen. Natürlich auch Thomas Mann, Theodor Fontane, Marcel Proust. John Updike. Lyrik, von Walter von der Vogelweide bis Paul Celan. Und eine wachsende Krimi-Sammlung, neben Sherlock Holmes und Kommissar Maigret auch die Lord-Peter-Wimsey-Reihe von Dorothy Sayers. Außerdem sammelte MM Comics, vor allem Prinz Eisenherz und Asterix. Ab 1966 war diese Bibliothek nicht mehr nur ihre: Sie vereinte von da an die Bücher meiner Mutter und meines Vaters und wuchs als eine gemeinsame Sammlung weiter. Schon lange vor der Hochzeit war Heinz regelmäßiger Gast in der Buchhandlung Weichhardt. Sie wurde ihm ein zweites Zuhause. Das Herz des Ladens war das Hinterzimmer, in dem die Angestellten

ihre Schreibtische hatten, Buchhaltung betrieben, Bestellungen aufgaben, die Bücherlieferungen auspackten, sortierten und auszeichneten, Kaffee kochten, zusammensaßen und erzählten, und ab und an auch mal tanzten. Dort habe ich das Laufen gelernt.

MM hat 13 Jahre in dieser Buchhandlung gearbeitet. Sie war erfolgreich in ihrem Beruf und fand Anerkennung. Dennoch begann sie nach einigen Jahren die Zeit herunterzuzählen, bis sie den Beruf aufgeben konnte. Der Beruf war ihr «fad geworden», er begann, sie zu langweilen.

(…)

Ein Land für Erwachsene: Der Weg zur Heirat

Die Liebe zu Heinz Angster begann als Schwärmerei für eine Gruppe von «Jungs», die alles in sich vereinten, was ihr bewundernswert erschien, und die sie die «Roberte» nannte – nach den von ihr bewunderten amerikanischen Schauspielern Robert Taylor und Robert Wagner. Die Biberacher Roberte waren Ministranten am Altar der Martinskirche, außerdem Pfadfinder oder Mitglieder in katholischen Jugendgruppen und verkörperten ihr Ideal von junger Männlichkeit. Tatsächlich sah mein Vater als Jugendlicher, mit seinen dichten schwarzen Locken und seinem kantigen Gesicht, den Bildern mancher Schauspieler ähnlich, die MM aus Filmprospekten ausgeschnitten und in ihr Tagebuch geklebt hatte. Er war Ministrant und spielte, als «Zeremoniar», als liturgischer Helfer, der den Ablauf koordiniert und andere Ministranten anleitet, eine sichtbare Rolle in den Gottesdiensten der Martinskirche. Obendrein war er aktiv im «Neuen Deutschland». Aus ihrer Sicht vereinte er daher in idealer Weise Hollywood und Katholizismus in sich.

(…)

Den Anfang dieser lebenslangen Liebesbeziehung machte wohl eine gemeinsame Schiffschaukelfahrt auf dem Biberacher Schützen-

fest am 2. Juli 1957. Vom 3. Juli an schrieb Heinz ihr regelmäßig Briefe. «Ich wundere mich jedesmal wieder, wie rein und gebildet er ist und wie verwandt mit mir. Man könnte wirklich meinen, ein Robert sei zum Leben erwacht.» [12.07.1957] Der Umgang der beiden miteinander war jedoch noch sehr verhalten, vorsichtig und unsicher. Es begann eine Zeit nächtlicher Spaziergänge und heimlicher Treffen. «Es ist so schön friedlich, die ganze Atmosphäre ist gesättigt mit Zufriedenheit. Ich komme eben von einem unserer Treffen, von Heinz. Er ist neben mir durch die Nacht gegangen. Wir haben uns an der Hand gehalten und die Bäume, die Schatten und Lichter der Stadt betrachtet. Wir lieben die Nacht. Nur unter ihrem dunklen Schleier können wir beisammen sein.» [23.11.1957] Zum ersten Kuss kam es erst im November 1957, und es vergingen Jahre, bis beide ihre Zweifel ablegten und sich ihrer Sache sicher waren. Das ist kein Wunder, denn diese Jugendliebe stand vor großen Hindernissen und entwickelte sich rasch zu einem Drama.

Ein Problem war der Altersunterschied zwischen den beiden: MM war fast zwei Jahre älter als Heinz. Sie war am 3. November 1940 geboren, er am 19. Juli 1942. MM war also bei ihrer Begegnung im Sommer 1957 sechzehn und wurde im November siebzehn, Heinz war noch nicht ganz fünfzehn. Beide mussten deswegen viel Spott und Lästereien im schulischen Umfeld und im Freundeskreis aushalten. («Heinz, deine Tante ist da!») Dazu kam die aggressive Kampagne, die Elisabeth Angster, Heinz' Mutter, von Anfang an gegen die Freundin ihres Sohnes führte. Denn Heinz sollte Priester werden. Und diesen Plan drohte MM zu durchkreuzen.

(…)

Elisabeth Angster machte MM nicht nur in der Nachbarschaft schlecht, sondern lästerte in der ganzen Stadt auf das ehrenrührigste über sie. Als Gattin eines Bankdirektors im Ruhestand und als aktives Mitglied in der katholischen Kirchengemeinde und bei der Caritas hatte sie einigen Einfluss in dieser kleinen Stadt.

(…)

Aber warum führte Elisabeth Angster diesen Kreuzzug gegen die beiden? Ein Grund liegt darin, dass Heinz, ihr einziges Kind, ihr Lebensinhalt war. Sie lebte in einer nicht sonderlich glücklichen Zweckehe. Für Carl Angster, ihren Ehemann, war es die zweite Ehe, die er eher notgedrungen eingegangen war. Er war Ende der 1930er Jahre verwitwet und stand allein mit drei Kindern da. Von Beruf war er Zweiter Bankdirektor der Volksbank Biberach. Er suchte nun dringend eine zweite Ehefrau, die seine Kinder versorgen würde. Carl Angster hätte eigentlich gerne seine Sekretärin geheiratet, die er sehr mochte, war daran aber durch die nationalsozialistische Politik der «Eugenik» gehindert worden, denn seine Wunsch-Ehefrau war Epileptikerin, im NS-Jargon also nicht «erbgesund» und durfte daher nicht heiraten. Er heiratete daraufhin Elisabeth Zepf, eine gelernte Kinderkrankenschwester, die auf der Suche war nach einer guten Partie. Denn Elisabeth wiederum hatte sich ursprünglich in einen Arzt verliebt, mit dem sie beruflich zu tun hatte. Diese Heirat wurde jedoch von ihren Eltern untersagt, da der Kandidat Protestant war. Der 13 Jahre ältere Carl, katholisch, mit drei schon relativ großen Kindern und einem angesehenen Beruf, kam aus Sicht der Eltern für die nicht mehr ganz junge Elisabeth dagegen sehr wohl infrage. Für beide, Carl wie Elisabeth, war diese Ehe eine reine Notlösung. Sie schwiegen sich am Ende jahrelang an. Für Elisabeth wurde deswegen der kleine Heinz zu ihrem Lebensinhalt und ihrem Projekt: Ihr Sohn sollte katholischer Priester werden.

Ein weiteres Motiv der Ablehnung ihrer potenziellen Schwiegertochter waren die Standesunterschiede zwischen der Familie Mauthe in ihrer Dachwohnung im Braithweg 27 und der Familie Angster in der Lindelestraße 1, einem schmucken Einfamilienhaus mit Garten in bester Wohnlage. Elisabeth und die übrigen Familienmitglieder sahen auf MMs Herkunft herab. Heinz' zwölf Jahre ältere Halbschwester Brigitte, damals Nonne im Kloster Obermarchtal, schrieb MM einen Brief mit der unverblümten Aufforderung: «Geh zurück in die Gosse, aus der du gekommen bist.» MM hat ihr das nie verziehen.

Das größte der vielen Hindernisse für die Liebe meiner Eltern war jedoch Heinz' Vater. Carl Angster verbot der Freundin seines Sohnes kategorisch, sein Haus zu betreten, und konnte ihre Gegenwart schlicht nicht ertragen. Seine Ablehnung hatte nichts mit MMs Person oder ihrer sozialen Herkunft zu tun. Tatsächlich waren die Angsters in den 1950er Jahren selbst alles andere als wohlhabend. Carl war 1949 vom Aufsichtsrat der Volksbank Biberach als Bankdirektor entlassen worden, verlor sein Einkommen und musste seine inzwischen vier Kinder mit seiner Rente und einer vergleichsweise geringen Abfindung von zusammen 400 Mark im Monat durchbringen. Der Grund dafür war, dass er von 1946 bis 1948 die Entnazifizierung der freien Wirtschaft in Biberach an der Riß als Vorsitzender des Kreisuntersuchungsausschusses für die freie Wirtschaft geleitet hatte und dabei – als überzeugter Gegner des Nationalsozialismus und stur, wie er war – auch seine Kollegen im Vorstand der Volksbank zur Rechenschaft gezogen hatte. Diese führten zuerst eine Verleumdungs- und Diffamierungskampagne gegen ihn und feuerten ihn anschließend. Die Klage dagegen verlor er und lebte von da an bis zu seinem Tod 1965 als verbitterter Rentner, der zusehen musste, wie die Profiteure des NS-Regimes ungeschoren blieben. Zu dieser Verbitterung trugen auch die anonymen Briefe und Morddrohungen bei, in denen er als «Vaterlandsverräter» beschimpft wurde und die er auch nach Abschluss der Entnazifizierung noch erhielt.

Carl Angster war im Kaiserreich und in der Weimarer Republik Wähler des Zentrums gewesen. Diese Partei des politischen Katholizismus gehörte zur sogenannten Weimarer Koalition, also zu den Parteien, die nach dem Ersten Weltkrieg die Gründung der ersten Deutschen Republik ermöglicht hatten. Sein Wahlkreisabgeordneter war Matthias Erzberger, Reichsfinanzminister der Republik, der am Ende des Ersten Weltkriegs das Waffenstillstandsabkommen von Compiègne unterschrieben hatte und dafür 1921 ermordet wurde. Während des Nationalsozialismus verweigerte Carl Angster jegliche Kooperation mit dem Regime. Auch sein ältester Sohn Willi Angster

weigerte sich, der Hitlerjugend beizutreten und wurde dafür als Siebzehnjähriger in ein Erschießungskommando der Wehrmacht zwangseingezogen. Carl Angster war jedoch bei weitem kein Widerstandskämpfer. Jedenfalls bis zu dem Moment, als er eines Nachts von den Nonnen des Klosters Marchtal informiert wurde, dass seine Tochter Marlies, seine Erstgeborene, die schwerbehindert und in Marchtal zur Pflege war, am nächsten Morgen «abgeholt» und im Rahmen der «Aktion T4» ermordet werden sollte. Damit war der systematische Massenmord an Kranken und Behinderten durch nationalsozialistische Ärzte und Verwaltungsbeamte gemeint. In Südwestdeutschland geschah dies in der Tötungsanstalt Grafeneck auf der Schwäbischen Alb. Carl Angster besaß ein Auto und konnte so seine Tochter, die ihm das liebste seiner Kinder war, noch in derselben Nacht nach Hause holen und retten. Marlies überlebte die Mordaktion und starb schließlich 1948 an ihrer Behinderung. Carl rannte am nächsten Tag durch die Stadt und verkündete allen und jedem, sie hätten seine Marlies ermorden wollen. Dies setzte ihn der Gefahr der Verhaftung aus, der er sich jedoch dadurch entziehen konnte, dass er mit 54 Jahren in die Wehrmacht eintrat und in der Kaserne im benachbarten Ochsenhausen die Buchhaltung übernahm.

Das Problem für MM und Heinz war, dass der Name Mauthe unmittelbar mit diesem Massenmord verbunden war. Denn MMs Onkel Otto Mauthe, der ältere Bruder ihres Vaters Walter Mauthe, war Arzt und hatte im württembergischen Innenministerium als Obermedizinalrat Karriere gemacht. Er wurde 1936 zum «Berichterstatter für das Irrenwesen sowie Ehe- und Erbgesundheitsfragen» und war damit dem Stuttgarter Ministerialrat für das Gesundheitswesen, Dr. Eugen Stähle, direkt unterstellt. Zusammen leiteten beide den Massenmord an Kranken und Behinderten in Württemberg. Sie waren für die Erfassung der Opfer ebenso zuständig wie für die Organisation des Massenmords in verwaltungstechnischer Hinsicht. Otto Mauthe war damit unmittelbar verantwortlich für die Organisation und Durchführung dieses NS-Verbrechens.

(…)

Diese familiäre Verstrickung der Mauthes in die Verbrechen des Nationalsozialismus, und vor allem die unmittelbare, persönliche Betroffenheit der Angsters, zusammen mit Carls Verbitterung über die gescheiterte Entnazifizierung, sind der Grund, weshalb Carl Angster zum größten der vielen Hindernisse für die Liebe meiner Eltern wurde und warum er MM den Zutritt zu seinem Haus verbot. MM wusste das damals nicht. Sie kannte Otto Mauthe nur als «Onkel Otto», den ihre Eltern ab und zu in Stuttgart-Degerloch besuchten und dessen Hobby die Ahnenforschung war. Ihre Eltern hatten kein Wort über Ottos Vergangenheit verloren. Sie muss es später von Heinz erfahren haben. Stattdessen rätselte sie lange über die Motive Carl Angsters, sich so gegen die beiden zu stellen. Sie rätselte auch dann noch, als Elisabeth nach zwei Jahren nachgegeben hatte und MM zum Tee kommen durfte, wenn Carl verreist war: «Seit einigen Tagen Tag für Tag zu Angsters hinauf.» – «Das Schöne ist, daß Frau Angster und ich uns endlich menschlich werden.» [08.10.59] Im April 1961, als Heinz und Carl nicht da waren, lud Elisabeth Angster MM sogar gemeinsam mit ihrer Mutter Sofie zum Kaffee in die Lindelestraße ein, ein erstes kleines Familientreffen. Im Mai 1961 war MM immer noch ratlos über das Verhalten Carl Angsters: «Herr Angster hat es Heinz und seiner Mutter so häßlich gemacht, zum einen, daß er mich liebt und zum andern, daß seine Mutter es billigt. Oh seltsamer Mann!» [12.05.1961]

All diese Schwierigkeiten blieben nicht ohne Wirkung auf den jungen Heinz, der dem Druck anfangs schlicht nicht gewachsen war. Hin- und hergerissen zwischen MM und seiner «Berufung» zur Priesterschaft trennte er sich in den ersten Jahren dieser Beziehung, zwischen 1957 und 1961, alle paar Wochen von ihr, kam aber jedes Mal nach kurzer Zeit zu ihr zurück. MM, die damals in der Buchhandelslehre war, hat darunter sehr gelitten.

(…)

Im April 1961 traf Heinz endlich eine Entscheidung für diese Part-

nerschaft. MM schreibt, sie habe «unwiederbringlich ein Tor mit Heinz durchschritten – eine Welt davor, eine andere dahinter. Das Tor ist durchschritten, wir halten uns an der Hand. Es ist ein Land, das mühsamer ist und gefährlicher, ein Land für Erwachsene vielleicht. Ich fürchte mich noch.» [23.04.1961]

(…)

KAPITEL 2

«Hausfrauen-Dasein»: Alltag und Krise

Sie hieß nun nicht mehr MM. Mit ihrer Hochzeit im Mai 1966 änderte sich ihr Name: Sie war jetzt Margret Angster. Der Namenswechsel drückte den Wechsel von rechtlichem Stand, sozialem Status und Rolle aus, den Frauen damals mit der Heirat durchliefen. Für sie selbst war es Symbol ihres neuen Lebens als Ehefrau und Ausdruck ihrer Liebe zu Heinz. Aber auch ihr Name für das engste Umfeld, für Freunde und Familie, änderte sich: Den Spitznamen MM hatte sie in der Schule getragen, so hatten sie ihre Freundinnen aus Kindertagen genannt. Er hatte sich in den letzten Jahren vor der Hochzeit allmählich ausgeschlichen und war nun abgelegt. An seine Stelle trat Margret. So hatten ihre Eltern sie immer genannt, und so nannte sie mein Vater. In der Buchhandlung war sie «Fräulein Mauthe» gewesen, jetzt war sie für ihre Kundinnen und ihren Chef «Frau Angster» (Magge für ihre engsten Kolleginnen). Die harsche Anrede «Mauthe» hatte sie schon mit der Schule hinter sich gelassen. Margret war sie auch für ihren neuen Freundeskreis. Dieser neue Freundeskreis stammte aus dem Umfeld der Schul- und Studienfreunde von Heinz, und später auch aus dem Lehrerkollegium am Wieland-Gymnasium in Biberach. Sie alle kannten sie als Margret. Ihre Jugendfreundinnen spielten dagegen keine besondere Rolle mehr in ihrem Leben, sie hatten sich auseinandergelebt. Doch auch die Kolleginnen aus der Buchhandlung gerieten ihr bald aus dem Blickfeld. Mit dem Namen hatte sich auch ihr soziales Umfeld geändert.

Margret also.

Aber es ist jeder Tag gleich: Haushalt als Beruf und Alltag

Im September 1965 beginnt Margret wieder, Tagebuch zu schreiben. «Ungefähr drei Ansätze hat es gebraucht, daß ich dem Einfall nachgegeben habe, wieder ein Tagebuch zu führen. Aber dann gab die Vorstellung von viel weißem Papier, das sich mit Krakelfüßen bedecken lässt, den Ausschlag. Das Einzige, was ich mir zur Bedingung machte, ist, daß ich mich nicht zu wichtig nehmen darf.» [14.09.1965]

(…)

Im neu aufgenommenen Tagebuch berichtet sie vom ersten Urlaub mit Heinz, der sie ins Allgäu und dann nach Tübingen führte. Vor allem berichtet sie, wie sehr sie unter der Warteposition, dem «Feststecken» in der elterlichen Wohnung im Braithweg litt. Es war eine schwierige und belastende Übergangsphase, vor allem, weil kein Ende absehbar war. Bis zur Heirat konnten noch Jahre vergehen, da Heinz noch mitten im Studium steckte. So lange musste sie es noch im Elternhaus aushalten. Sie träumte von der gemeinsamen Zukunft: «Heinz sagt mein ganzes Wesen und meint ein neues Leben: er und ich. Eine neue Umgebung, eine neue Welt, eine neue Stadt. Eine Zukunft, die Gegenwart sein müsste. Endlich ich sein, ohne dieses Theater der guten Tochter. Eine gute Frau möchte ich sein. […] Bücher, Bilder, Gespräche, die Nacht ein bisschen zum Tage machen, mit H. philosophieren, bei Tag die Hausfrau sein, liebevoll die Böden pflegen, Staub wischen, über Stöße schöner Wäsche streichen, Gläser hüten und sie abends mit Wein füllen, das wäre so die Luft, die mir behagen würde.» [14.09.1965]

(…)

Margrets ganze Hoffnung ruhte jetzt auf der Zukunft mit Heinz: «Ich lebe auf die Zukunft hin, von der ich nicht weiß, ob sie mich von den Alpdrücken erlösen wird. Irgendwo mit Heinz allein sein,

verheiratet sein, nach unserem Stil leben können, das ist die Zukunft, auf die ich hinlebe, auf die hin ich spare und kaufe und nähe, um ein wenig von ihrem Abstand zu verringern.» [07.11.1965]

(…)

Von Heinz erhoffte sie sich, dass er sie so bald wie möglich aus dieser abhängigen Situation befreien möge, die aber noch Jahre andauern konnte. Hier wird ihr doch recht traditionelles Rollenverständnis sichtbar, und auch die Last, die sie damit auf die Schultern ihres zukünftigen Ehemanns legte, der damals gerade 23 Jahre alt war: «Heinz wird kommen und mich aus dieser verfluchten Vater-Angst befreien, mit seiner Autorität. Ihm gehöre ich! Mir selbst nicht. Kann keine Rechte auf Freiheit geltend machen, außer daß Heinz sie bestätigt. – Noch Jahre, dann befreist Du mich, Lieber! Endlich keine Angst mehr! Von mir aus Sorgen haben, ja, aber keine Angst.» [29.09.1965]

(…)

Es war eine schwer erträgliche Situation. Die Ehe mit Heinz war möglicherweise noch in weiter Ferne, und stattdessen die Aussicht, den ungeliebten Vater versorgen zu müssen und seinen Launen auf Jahre hinaus ausgeliefert zu sein: «Er wird wohl noch lange leben und mein Leben vergiften. Mutter wird sicher vor ihm sterben und was dann wird? Altersheim? Berufsaufgabe? Oh mein geliebter Beruf. Der einzige Trost in diesen trüben, gehassten Tagen bis Heinz kommt. Heinz und das gemeinsame Leben mit ihm scheint mir wie eine Verheißung, aber wie eine gleich der Redensart: ‹wenn du einmal in den Himmel kommst›, vage, fern und damit ohne sofort helfenden Trost.» [02.12.1965] Ihr Beruf war in dieser Zeit Zuflucht, Ablenkung und Befreiung für sie.

Tatsächlich änderte sich schon drei Tage später ihre Situation grundlegend: Carl Angster, der seinen Widerstand gegen die Heirat der beiden nie aufgegeben hatte, erkrankte am 5. Dezember schwer und starb am 12. Dezember 1965. Margret war gemeinsam mit Heinz und Elisabeth bei Carls Tod am Sterbebett. Sie trauerte mit ihnen. In

die Trauer mischte sich jedoch auch Hoffnung, denn nun wurde eine gemeinsame Zukunft plötzlich absehbar.

(…)

Die beiden heirateten am 13. Mai 1966 standesamtlich und am 14. Mai kirchlich. Der Grund war traurig: Sofie Mauthe lag im Sterben, und sie mussten sehr rasch heiraten, wenn sie es noch erleben sollte. Da der Freitag, 13. Mai für abergläubische Menschen kein guter Hochzeitstermin war, war dieser Termin im Standesamt noch frei, und Heinz und Margret nutzten die Lücke gerne. Am Abend der standesamtlichen Hochzeit wurde Margret nochmal zu Walter in den Braithweg gebracht, Heinz ging mit seinem Trauzeugen, seinem engsten Studienfreund Klaus, in eine Kneipe. Margret war über dieses Vorgehen nicht glücklich, es war damals aber üblich. Im katholischen Verständnis war die Ehe ein Sakrament, das Paar galt daher erst mit der kirchlichen Trauung als verheiratet und durfte vorher nicht zusammen wohnen. Nach der kirchlichen Trauung am nächsten Tag gingen die beiden zuerst ins Krankenhaus. Margret kam – wie es eine Krankenschwester formulierte – «im Feststaat» [04.12.1967] ans Krankenbett ihrer Mutter, die am 27. Mai starb. Die Feier fand dann im kleinen Kreis aus Verwandtschaft und engeren Freunden in einem gutbürgerlichen Gasthaus bei klassischer schwäbischer «Hochzeitssuppe» und Braten statt. Noch am Tag der Hochzeit bezogen die beiden ihre zwei eigenen kleinen Zimmer im Lindelehaus.

Liebevoll die Böden pflegen: Lehrzeit als Hausfrau

Margret hatte jetzt den ersten, großen Schritt auf ihr Ziel, Hausfrau zu werden, hin verwirklicht. Sie verstand den Beginn des Ehelebens als ihre «Lehrzeit als Hausfrau». Fürs Erste blieb beruflich jedoch alles beim Alten: Sie arbeitete weiter in Vollzeit in der Buchhandlung, bereitete sich aber zugleich auf die Zeit vor, in der sie ganz als Hausfrau leben und den Haushalt zu ihrem Beruf machen würde.

(…)

Ihr erstes Kind – ich – kam im Januar 1968 zur Welt. Die Geburt war eine schlimme Erfahrung für Margret. In den 1960er Jahren wurden Mütter bei der Geburt weit weniger umsorgt und unterstützt als heute. Margret wurde regelrecht allein gelassen. Die Geburtsvorbereitung hatte in zwei kurzen Arztbesuchen im Krankenhaus bestanden, wo über 20 hochschwangere Frauen stundenlang im Wartezimmer saßen, um dann kurz den Blutdruck gemessen zu bekommen. Margret hat nie eine Hebamme zu Gesicht bekommen oder Atemübungen gemacht. Geboren wurde liegend in einem Bett, andere Optionen gab es nicht. Heinz war nicht dabei, er fuhr zu dem Zeitpunkt im Schneesturm auf seinem Motorroller über die Schwäbische Alb Richtung Biberach, da ihn der Telefonanruf mit der Nachricht erst spät erreicht hatte. Er hätte aber auch gar nicht dabei sein dürfen, die Anwesenheit eines Vaters im Kreißsaal während der Geburt seines Kindes war undenkbar. Auch sonst war niemand bei ihr, und die Krankenschwester sah nur alle paar Stunden vorbei. Die Geburt selbst wurde medikamentös eingeleitet, um in den Krankenhausablauf zu passen. Es muss scheußlich gewesen sein. In ihrem Tagebuch vergleichet Margret das Warten auf die Geburt mit ihren Erfahrungen aus den letzten Kriegsjahren: «Mit dem Koffer zum Auto rennen, frieren und ein bissel Angst haben, das ist wie aus Kindertagen, wenn mich Mutter untern Arm nahm zum nächsten Bunker.» [03.01.1968]

Jetzt war es also eine kleine Familie, für die sie zuständig war. Dazu gehörten auch die beiden verbliebenen Großeltern, Elisabeth und Walter. Margret begann bald nach der Geburt, im März 1968, wieder in Vollzeit in der Buchhandlung Weichhardt zu arbeiten. Das entsprach in etwa dem Mutterschutzgesetz von 1952, nach dem Mütter nach der Geburt sechs Wochen nicht beschäftigt werden durften, für stillende Mütter waren es acht Wochen. Für meine Eltern gab es keine andere Möglichkeit, da Margret damals die Alleinverdienerin in der Familie war. Die Mütter erhielten während des Mutterschutzes ihr Arbeitsentgelt von der Krankenkasse ausbezahlt,

aber eben nur während der achtwöchigen Schutzzeit. Als Margret wieder arbeiten ging, kümmerte sich Elisabeth um das Kind. Sie war gelernte Kinderkrankenschwester und blühte in ihrer neuen Rolle als Oma regelrecht auf.

(…)

Margret verstand diese Phase noch als Übergang. Abends nach der Buchhandlung kam sie heim, kochte und putzte. Die Buchhandlung verlor in diesem neuen Leben langsam an Bedeutung: «Ich kann gar nicht sagen, wieviel Spaß mir die Hausarbeit macht! Mein Beruf ist mir langweilig und schal geworden. Das Einzige, was mich interessiert, sind Kochbücher, Bastelbücher und Haushaltsbücher aller Art. Ich führe abends einen wilden Kampf mit meiner Müdigkeit, um das zu erledigen, was sich mein Hausfrauenhirn tagsüber ausgedacht hat. So bringe ich es doch fertig, daß wenigstens ein kleiner Teil des Hauses so läuft, wie ich mir einen Haushalt vorstelle. Täglich aber dreht sich mir das Herz im Leibe um und werden meine Nerven dünner und dünner, wenn ich sehe, was Mutter mit ihrer Zeit anfängt, wie sie Schmutz, Unordnung, Kitsch und Arbeit willkürlich um sich verstreut und über diesem Riesenprogramm erschöpft abends ins Bett fällt, um von mir morgens an den gedeckten Kaffeetisch geschleppt zu werden. Was sie mir unnötige Arbeit macht, ist unbeschreiblich.» [11.09.1968] Immer wieder – wenn auch meist nur im Tagebuch – warf sie ihrer Schwiegermutter vor, schlampig und faul zu sein. «Dadurch, daß Mutter Angster den Haushalt als Plage betrachtet und sich so gut es geht vor ihm drückt, liegt die Initiative bei mir. Und mit der wenigen Zeit, die mir neben dem Beruf bleibt, lerne ich einteilen, Zeit sparen und großen Spaß an der Sache finden. Es ist die beste Haushaltungsschule! Was würde mir eine Schwiegermutter nutzen, die versuchen würde, mir Arbeit abzunehmen und mich zu bemitleiden? Nichts.» [05.10.1969] Im Grund ging es ihr darum, Küche und Haushalt als ihr eigenes «Reich» zu reklamieren, in das ihr Oma Elisabeth nicht hineinregieren sollte.

(…)

Heinz' Referendariatszeit endete im Frühjahr 1970. Er fand eine Stelle als Studienassessor an seiner alten Schule – am Wieland-Gymnasium in Biberach – und begann am 1. März mit dem Unterricht. Studienassessor bedeutete, dass er nach Bestehen des Zweiten Staatsexamens als Beamter auf Probe in den Schuldienst übernommen wurde und ihm der Karriereweg zum verbeamteten Studienrat und Oberstudienrat offenstand. «Ab heute beginnt ein neuer Lebensabschnitt. […] Tübingen, Studienzeit und ein großes Stück Jugend sind hinter uns.» [26.02.1970] Berufliche und finanzielle Sicherheit war nun zum Greifen nahe und schon fünf Wochen später hegten sie Bau-Pläne: «Wir wollen bauen. Ohne Geld eigentlich.» Auch wenn sich dieser erste Plan rasch zerschlug, zieht sich die Suche nach einem bezahlbaren Eigenheim von nun an wie ein roter Faden durch die Tagebücher. Und die kleine Familie wuchs: Seit Herbst 1970 erwartete Margret ihr zweites Kind: Henrik kam im März 1971 auf die Welt. Jetzt war der dritte und letzte Schritt zum Hausfrauendasein für Margret absehbar: Die endgültige Aufgabe ihres Berufs. «Am 13. Februar, der Termin steht nun fest, werde ich zu arbeiten aufhören. Nach 13 Jahren. Ich hoffe, daß ich aus meinem Haushalt ebenfalls einen ausfüllenden Beruf machen kann. Ich hasse Frauen, die über ihr ‹Los› klagen. Möchte sie hören, wenn sie keinen Haushalt haben könnten.» [15.01.1971] Auffällig ist hier, dass Margret das «Hausfrauendasein» als ihren neuen Beruf verstand, und nicht einfach als Ende ihrer Berufstätigkeit.

Dieses Selbstverständnis, die Vorstellung, innerhalb der Familie, aber auch nach außen eine Rolle zu verkörpern, drückte sich auch darin aus, wie sie sich damals kleidete. Sie legte weiterhin großen Wert auf Eleganz und eine modische Erscheinung und achtete sehr auf ihre Figur, die sie durch Zurückhaltung beim Essen nach beiden Schwangerschaften wieder auf den vorherigen Stand brachte. Von der damals beliebten «Brigitte-Diät» hielt sie jedoch nichts. Sie war groß und schlank, trug Miniröcke, modische Kleider, hohe Absätze und Sonnenbrille. Sie war eine schöne und elegante Frau.

Mit dem Schritt zur Hausfrau war nach Jahren des Wartens und Planens ihr Lebensziel erreicht. Um zu verstehen, was ihr Bild vom Haushalten war, ist ein erneuter Blick auf die Tagebuchstelle aus dem September 1965 hilfreich, als sie im Braithweg festsitzt und auf die Zukunft als Hausfrau wartet: «Bücher, Bilder, Gespräche, die Nacht ein bisschen zum Tage machen, mit H. philosophieren, bei Tag die Hausfrau sein […].» Es ist der Traum von Nähe und Partnerschaft, von Bildung, Kultiviertheit und Wohlstand, auch vom selbstbestimmten Leben und der Verantwortung für das schöne und gemütliche Heim als Aufgabe, die Freude macht und gut zu bewältigen ist. In diesem Bild trinken Mann und Frau zusammen ein Glas Wein und diskutieren miteinander über Literatur und Philosophie; beide erfüllen tagsüber jeweils ihre selbstgewählte Rolle in Ehe und Familie und verbringen ihre Abende harmonisch miteinander, als Gleiche. In diesen Traum, diesen Lebensentwurf, spielen die Traditionen und der Wandel von Frauenbildern seit dem Ende des Ersten Weltkriegs hinein: die Schritte zur Emanzipation und rechtlichen Gleichstellung in der Weimarer Republik, die radikale Restauration der Geschlechterrollen im Nationalsozialismus und die eher konservative Familienpolitik der frühen Bundesrepublik. Margrets Vorstellungen von Partnerschaft verbinden im Grund emanzipatorische Vorstellungen von Gleichberechtigung in der Ehe mit traditionellen Rollenbildern, die dem Ehemann die Autorität über die gesamte Familie zusprechen.

Ihr neuer Alltag war jedoch mühsamer und belastender, als sie es erwartet hatte. Ihr waren schon früh, als sie noch ganztags arbeitete, Zweifel an ihrem Traum gekommen: «Manchmal habe ich leider die fixe und traurige Vorstellung, daß ich es nie erleben werde, eine richtige, selbstständige Hausfrau zu sein. Und dabei würde ich doch nichts lieber tun, als das Haus und alles, was dazugehört, mit viel Liebe in Ordnung zu halten und in der Freizeit mich dem Lesen und vielleicht später einmal dem Zeichnen zu widmen.» [30.03.1969] In der Praxis, als sie halbtags arbeitete und schon den Haushalt in Teilen übernommen hatte, bestätigten sich diese Zweifel. Denn trotz

der Schwiegermutter im Haus, ließen sich Buchhandel, Haushalt und Kind nur schwer in Einklang bringen, oder eben nur auf Kosten ihrer Freizeit und ihrer Rückzugsräume. Schon die verschiedenen Tätigkeitsfelder des Haushalts forderten mehr Zeit, als sie zur Verfügung hatte.

(…)

Traum und Realität: Der Alltag als Hausfrau

Der Anfang war noch voll Schwung und Aufbruchsstimmung: «So, nun bin ich in eine neue Lebensphase getreten, ich habe den Beruf aufgegeben. Alles ging ganz rasch und unsentimental. Eigentlich habe ich mich ja schon länger geistig von ihm gelöst. Es macht mir nun Spaß, eine gute Hausfrau zu sein, oder vielmehr zu werden (das erste Mittagessen war gleich verkracht, sogar die Röstkartoffeln brannten an!). Es ist so viel Hoffnung, so viel Zukunft vor uns.» [25.02.71] Sie entwickelte rasch Routine in ihrem neuen Alltag und hatte den Eindruck, immer besser zurecht zu kommen: «Inzwischen habe ich mich ganz gut in den Haushalt gefunden. Die Mittagessen schmecken meistens ganz gut und ich brauche auch nicht mehr so viel Zeit zur Zubereitung wie am Anfang. Langweilig ist es mir noch nie geworden – habe auch kein bisschen Heimweh nach der Buchhandlung. Ich geh nur selten hin. Ich habe Mutter den Flur, das Klo und die Küche zu putzen abgenommen und kann jetzt alles so ein bisschen eher nach meinem Geschmack gestalten.» [10.03.71]

Heinz und Margret Angster wohnten 1971 mit zwei Kindern in drei Zimmern im Lindelehaus bei Elisabeth. Eine größere Wohnung war dringend nötig, und auch mehr Abstand zur Oma, die den Rest des Hauses bewohnte und die Mahlzeiten mit der kleinen Familie teilte. Margrets Konflikt mit Elisabeth hatte sich zwar etwas beruhigt und war ja auch nicht untypisch für die Situation, in der Schwiegermutter und Schwiegertochter ab dem Tag der Heirat zusammen-

leben, ihre Rollen finden und die Aufgaben verteilen müssen. Anstrengend war die Lage trotzdem. Die junge Familie brauchte ein neues Zuhause. Heinz veröffentlichte eine Annonce in der Schwäbischen Zeitung: «Höherer Beamter sucht zur Miete …» Es hat funktioniert: Sie konnten ein Haus mit Garten und sieben Zimmern am Stadtrand von Biberach mieten und zogen am 10. Dezember 1971 in die Steigstraße 31.

(…)

Neben Putzen, Waschen, Kochen und Einkaufen, den klassischen Haushaltsaufgaben, waren wir Kinder die mit Abstand anstrengendste Aufgabe, und der Teil ihres Alltags, der nicht nur zeitlich, sondern auch emotional die größte Belastung darstellte. Sich um die Kinder zu kümmern, hieß natürlich vor allem, sie zu füttern, anzuziehen, zu beaufsichtigen, abends zu baden, ihnen vorzulesen und sie ins Bett zu kriegen. Im Lindelehaus, mit dem ersten Kind, fungierte Oma Elisabeth als «Kindermädchen» und übernahm mich im Grunde komplett. Sie hatte Freude daran und nicht viel anderes zu tun. Margret hatte später jedoch den Eindruck, meine Kleinkinderzeit verpasst zu haben, ich sei ein «Oma-Kind». Sie freute sich darauf, sich nach dem Ende ihrer Berufstätigkeit ganz um ihr zweites Kind kümmern zu können. Dies war auch der Grund, warum sie sich später keine Hilfe von ihrer Schwiegermutter erbat, die sich zunehmend zurückzog und nur noch sporadisch zu Besuch kam.

Es blieb bei uns zwei Kindern: Unsere Eltern hatten die Familienplanung abgeschlossen, eine Angelegenheit, die erst seit Neuestem durch die Anti-Baby-Pille planbar war. Diese war schlicht viel sicherer als alle herkömmlichen Methoden. Die hormonelle Empfängnisverhütung für Frauen, kurz «die Pille», war in Westdeutschland zwar schon 1961 auf den Markt gekommen, blieb jedoch medizinisch und moralisch zunächst umstritten, da Verhütung, egal auf welche Weise, die Sexualität von der Fortpflanzung entkoppelte und daher von den Kirchen als Sünde und von politisch konservativen Kreisen als moralisch verwerflich und bevölkerungspolitisch gefährlich ange-

sehen wurde. Die Pille wurde daher von Ärzten zunächst kaum verschrieben, auch nicht an verheiratete Frauen. Dies änderte sich erst ab 1971, als die Ärzteschaft auf der Grundlage neuer Studien und die Gesellschaft aufgrund sich wandelnder Moralvorstellungen ihre Zurückhaltung aufgaben und die Pille für Frauen leicht zugänglich wurde. Verhütung galt nun als Privatangelegenheit, und die Kirchen verloren zunehmend ihren Einfluss auf das Privat- und Sexualleben ihrer Mitglieder wie der gesamten Gesellschaft.

Zwei Kinder waren aus Margrets Sicht auch mehr als genug. Sie empfand uns in den frühen 1970er Jahren als Belastung und Glück zugleich: «Bin froh, daß der Tag vorüber ist. Manchmal ist der Haushalt eine Mühe und die Kinder eine Plage.» [22.01.1973] Zwei Tage später sah die Sache wieder anders aus: «Wenn die Kinder manchmal eine Plage sind, so sind sie auch wieder ein großes Glück. Es hängt wirklich nicht von den Kindern ab, zu sagen, Plage oder Glück, sondern von der Stimmung und dem körperlichen Befinden der Mutter! Sie sind ein Glück!» [24.01.1973] In ihrer Haltung zur Mutterschaft war sie hin- und hergerissen. Sie thematisierte das im Tagebuch schonungslos. Ende 1973 schrieb sie: «Ich bin nicht glücklich. Kinder sind nicht meine Berufung. Ich leide sehr.» [21.11.1973] Es waren nicht die Kinder an sich, sie beklagte vor allem, nie einen Moment für sich zu haben, nie allein sein zu können. Kinder zu haben, hieß für sie, beispielsweise im Jahr 1972, das permanente Reden, Fragen und Argumentieren einer Vierjährigen aushalten zu müssen, während ihr einjähriges Kleinkind ständig weinte: «Julia ist in einer schlimmen Phase zur Zeit. Sie wendet ihren großen Wortschatz mit viel Erfolg an, um uns durch endlose Fragereien und geradezu gezielte Sätzchen auf die Palme zu bringen.» [TK 08.02.1971] Parallel dazu war ihr Sohn «eine Nervenprobe. Er schreit und schreit.» [TK 16.04.1971]

Ihre Frustration lag aber auch an intellektueller Auszehrung: «Kaputt und erledigt heut. Hab das Gefühl, wenn ich noch eine Stunde länger Kindergequatsche und Toben mit anhören müsste, würde

ich schreien. Sozusagen einen Urschrei nach gebildeter Unterhaltung, nach Konversation.» [26.01.1973] «Ich habe schlimme Sehnsucht nach einem einzigen Tag ganz für mich allein, ohne Mann, ohne Kinder. Zum Nachdenken, zum Zu-mir-kommen.» [24.03.1973] Zu der Mühsal des Alltags mit kleinen Kindern und der Sehnsucht nach intellektuellem Austausch kam das Gefühl der Isolation hinzu, räumlich wie sozial: Sie schreibt: «Ich fühle mich durch die Kinder so eingeengt und gebunden und ausgeliefert, daß ich meine, ich werde verrückt. Sicher ist, daß ich sehr isoliert bin. Keine Freundin, keine Mutter.» [28.09.1973] Das war das Kernproblem: Nie allein und zugleich isoliert.

Ein großes Problem war auch die Gleichförmigkeit der Tage, der Jahre: «Heute hängt mir mein Job kreuzweise zum Hals heraus. Nicht, daß etwas Besonderes wäre: es ist nur wieder einmal zum Überfließen. Ich möchte nur zwischenhinein mal wieder etwas anderes tun, aber es ist jeder Tag gleich: die Werktage, die Sonntage, die Feiertage, die Ferien. Das Grundgerüst ist gleich, dann kommt das verschiedene Wetter, ob Heinz da ist oder nicht, ob Gäste kommen oder nicht, ob wir ausgehen oder nicht. Das sind die Variationen.» [15.12.1972]

Ihre Erschöpfung und ihre Anfälle von Unglücklichsein kommen in den Tagebucheinträgen der frühen 1970er Jahre deutlich zum Ausdruck, sie sind ein Leitmotiv dieser Zeit. Sie empfindet ihre Situation als große Belastung, vor allem aber als individuelles Problem, und in gewisser Weise als persönliches Scheitern. Dennoch dachte Margret nicht daran, an der Grundsituation etwas zu ändern. Sie nutzte in dieser Phase keine der Chancen, die sie gehabt hätte, um aus ihrer Lage auszubrechen. Ihr früherer Chef bot ihr mehrfach an, wieder halbtags zu arbeiten; auch eine neue Buchhandlung, die sich in Biberach ansiedelte, bot ihr eine Stelle an. Sie lehnte alle diese Angebote sofort ab. Dabei hätte es die finanzielle Situation unserer Familie durchaus verlangt, dass sie zum Haushaltseinkommen beiträgt. Und Heinz wäre froh gewesen, wenn sie wieder gearbeitet hätte, nicht nur

aus finanziellen Gründen, sondern auch, um sie aus ihrer selbstgewählten Isolation zu holen. Margret hielt jedoch stur an ihrem Weg fest – und beklagte sich weiter im Tagebuch über ihre Situation.

Und so entwickelte sich ein schwelender Konflikt. Margret war überfordert, erhielt wenig Hilfe und vor allem keine Anerkennung ihrer Lage und ihrer Leistung. Ihr Ehemann verstand dagegen das Problem nicht und ärgerte sich über ihre ständige Müdigkeit und Erschöpfung, vor allem in der Zeit nach den Geburten. Er war selbst beruflich überlastet und erlebte dagegen die Kinder als Freude.

(…)

So wird das Tagebuch für Margret umso wichtiger: als Ort, an dem sie sich ausheulen, reflektieren, sich beschweren und sich selbst beruhigen kann. Im Schutzraum des Tagebuchs schreibt sie sich ihre Erschöpfung und Überlastung, manchmal auch ihre Verzweiflung von der Seele. Es war damals wie heute nicht üblich, sich offen kritisch nicht nur über die eigenen Kinder, sondern auch über das Kinderhaben als solches zu äußern, aber in ihrem Tagebuch macht sie ihrer phasenweisen Abneigung und ihrem Überdruss Luft, formuliert ihre Ambivalenz und auch ihr Empfinden von Glück über uns Kinder.

(…)

Der Alltag als Vollzeit-Hausfrau mit zwei Kindern entsprach nicht ihren Hoffnungen und Erwartungen. Vor allem war er mühsamer und belastender als erwartet, und auch in gewisser Weise einsamer. Sie war nun nicht nur finanziell abhängig von ihrem Mann, der ihre Einkäufe «genehmigte» und ihr Haushaltsgeld gab, mit dem sie auszukommen hatte. Sie war auch räumlich stärker gebunden als früher, hatte spürbar weniger Spielräume im Alltag und weniger Zeit für sich. Dazu kam ein Verlust an Vertrauen und Nähe zu ihrem Ehemann.